

Ein ganzes Land als Geisel: Der Libanon im Krieg

Jubel zwischen Schutt und Asche

Sie verlieren Angehörige, sie verlieren Haus und Hof, dennoch begrüßen nicht wenige den Kampf der Hisbollah gegen das verhasste Israel

Von Tomas Avenarius

Beirut, 18. Juli – Bilder, ohne Text, untermalt von einem Cello: Menschen laufen durch Trümmer, Ambulanzen fahren heran, Bagger schieben Betonbrocken beiseite: Darunter liegen Menschen, die schon keine mehr sind. Was von ihnen geliebt ist, wird geborgen. Es ist nicht viel.

Es ist dieser eine, seltsam distanzierte Moment, in dem klar wird, was eigentlich geschieht im Libanon: Ein Land wird in Stücke geschlagen, seine Menschen werden getötet, jede Vernunft scheint ihren Platz eingebüßt zu haben. Ohne den selbstgerechten Ton derer, die für all das verantwortlich sind, werden die Bilder des libanesischen „City-News“-Fernsehens unmissverständlich, lassen sie keinen Platz mehr für ein „Ja, aber“. Ohne den selbstgerechten Ton von Scheich Sayed Hassan Nasrallah, der in einer Ansprache „neue und noch mehr Überraschungen“ androht und dessen Hisbollah-Miliz schon seit Tage Raketen auf Israels Städte hageln lässt. Ohne den selbstgerechten Ton von Israels Premierminister Ehud Olmert, der Jets mit Bomben und Raketen in den Himmel über dem Libanon schießt und der mit weißem Kragen und graublauer Krawatte in der Knesset sagt: „Bis hierher und nicht weiter. Israel lässt sich nicht von Terroristen erpressen.“ Ohne den selbstgerechten Ton von US-Präsident George W. Bush, der seinem Tischnachbarn Tony Blair beim G-8-Dinner in St. Petersburg auf beiden Backen kauend zumruhmelt: „Die Hisbollah muss aufhören mit dem Scheiß.“

Es sind dies flüchtige Eindrücke. Sie erzählen die Geschichte unvollkommen. Aber sie erzählen sie zumindest fürs Erste. In der Amlija-Schule in Beirut sitzen Hunderte Flüchtlinge in den Klassenzimmern, in der Turnhalle, in den Kellerräumen. Es sind Schiiten. Sie kommen aus den ausgebombten Dörfern im Südlibanon, aus den zerstörten Schiitenvierteln Südbeiruts. Sie sitzen im heißen, stickigen Schulkeller zwischen dem Wenigen an geretteter Habe und ihren weinenden Kindern, und sie lassen jenen Scheich Nasrallah hochleben, dessen Hisbollah-Partei den jüngsten Libanonkrieg mit der Entführung zweier israelischer Soldaten zumindest unmittelbar ausgelöst hat.

„Ein richtiges Freudenfest“

Es sind Leute, die wegen der israelischen Reaktion auf den Angriff der Hisbollah gerade erst Haus und Hof und in einigen Fällen Angehörige verloren haben. Und die dennoch – so wie die 76-jährige Rashida Ibrahim Bakri – sagen: „Das ist doch nicht der erste Krieg, und immer wieder ist Israel der Aggressor. Uns helfen weder unsere Regierung, noch die USA oder Europa und auch nicht die anderen arabischen Staaten. Scheich Nasrallah ist der Einzige, der für unsere Würde kämpft.“

Wer die Flüchtlinge hört, traut seinen Ohren nicht. Die israelische Luftwaffe legt den Südlibanon, Südbeirut und andere Orte des kleinen Landes in Trümmer, und die Ausgebombten brechen in Jubel und Klatschen aus über die voreilige Nachricht vom angeblichen Abschied eines israelischen Kampfflugzeuges. „Das war ein richtiges Freudenfest“, sagt der 23-jährige Abal Bischara. „Die Leute hier haben einfach genug von der Jahrzehnte langen Erniedrigung durch Israel. Sie wollen, dass die Hisbollah zurückschlägt. Selbst, wenn Israel im Gegenzug unser ganzes Land zerstört.“

Nicht weit von der Schule entfernt liegen die Schiitenviertel Südbeiruts in Trümmern. Jene Viertel, in denen die Flüchtlinge in der Schule vor einer Woche noch gelebt, gewohnt und gearbeitet haben. Die breiten Verbindungsstraßen, die nach Dahliya fahren, sind leer; es finden sich schon keine Taxis mehr, die dort hin fahren. Hisbollah-Kämpfer riegele die Straßen ins Innere der Viertel ab. Viele Bewohner haben Südbeirut verlassen. Doch die 700 000 Einwohner Südbeiruts können nicht einfach nach irgendwo verschwinden in Beirut. Der größte Teil der



Aufwachsen entlang der „Achse des Hasses und des Terrors“: Ein kriegsverletzter libanesischer Junge in Tyrus, den ein Spielzeuggewehr trösten soll; auf der anderen Seite der Grenze beschriften israelische Schulkinder für den Libanon bestimmte Granaten mit Botschaften an den Feind, die Hisbollah. Fotos: Reuters, AFP

Menschen ist offenbar noch immer dort, während die israelische Luftwaffe weiter ihre Bomben fallen lässt. Die Zerstörungen im Stadtinneren müssen ungeheuerlich sein, ganze Wohnblöcke sind zusammengestürzt, ebenso die Hisbollah-Zentrale und die Gebäude des Fernseh- und des Radiosenders der radikal-islamischen Organisation. Angeblich stehen in der Luft unbemannte israelische Drohnen, die die Lage am Boden beobachten und die Kampfflugzeuge zu den Zielen leiten.

Südbeirut ist schwer zerstört, und dennoch scheint all das nur der Anfang zu sein. Tag und Nacht bombardiert die Luftwaffe den Süden der Hauptstadt wei-

ter und andere Ziele dazu: Schmutzgraue Rauchfahnen stehen über der Mittelmeerstadt, die Landebahnen des Flughafens sind zerstört, der Hafen ist getroffen, die wichtigsten Straßen und Brücken sind zerschlagen, Flüchtlinge ziehen durchs Land. Auch über anderen Städten des Landes fliegen die Bomber, stehen die Rauchpilze: Der Libanon ist klein, alle seine Orte liegen in bequemer Reichweite für die Jets. Und die Flüchtlinge in der Amlija-Schule jubeln?

Wieder ist es eine flüchtige und zufällige Begegnung, die das entstehende Bild korrigiert. Nachts, im Zentrum von Beirut, hält unerwartet ein Auto an in einer der leeren Verbindungsstraßen: Das sei

nicht der richtige Zeitpunkt für einen Ausländer, zu Fuß unterwegs zu sein, sagt der Fahrer. Das, was er dann erzählt, erklärt auch nicht alles. Aber es wirkt ein ganz anderes Schlaglicht auf die Situation als die hasserfüllten und schablonenartigen Antworten der schiitischen Flüchtlinge im Keller der Amlija-Schule: „Die Israelis, die Führer der Welt, wollen, dass wir der Hisbollah in den Arm fallen? Wie denn? Wir können das doch gar nicht. Wir können nichts gegen Nasrallah sagen. Wenn wir es tun, werden wir sofort als Verräter abgestempelt“, sagt der Mann.

Der Mann heißt Baschir, er ist Rechtsanwalt, und er ist so besorgt, dass er sei-

nen Nachnamen nicht gedruckt sehen will, egal in welcher Zeitung, egal in welchem fernen Land. Der Rechtsanwalt ist ein Muslim. Aber er ist ein Sunnit. Vor allem aber ist er einer, der vom sich langsam abzeichnenden wirtschaftlichen Wiederaufbau des Libanon profitiert hat, der in der wieder aufgeflamten Gewalt dieselbe alte, blutbefleckte Sackgasse wiedererkennt. Er sagt: „Dieses Land kann so leicht wieder in einen Bürgerkrieg rutschen.“

Und dann sagt er etwas, das ganz und gar ungeheuerlich erscheint: „Es ist furchtbar, wie mein Land zerstört wird. Aber ich kann die Israelis ja auch ein bisschen verstehen. Welcher Staat, welche Armee würde es zulassen, dass ihre Soldaten entführt werden, dass eine Gruppe wie die Hisbollah sich derart auflehrt und der libanesischen Staat hilflos zuschaut?“

Es waren Leute wie der Rechtsanwalt Baschir, die vor knapp einem Jahr in eben diesem Beirut auf die Straße gegangen waren. Die demonstriert hatten gegen die Jahrzehnte alte Bevormundung durch den mächtigen Nachbar Syrien, gegen die Gewalt und für so etwas wie Demokratie. Beirut zeigte sich damals als eine Stadt im Aufwind: mit neuen Kaufhäusern und Bürogebäuden mit glänzenden Fassaden, mit modischen jungen Leuten, die ihre „Gucci-Revolution“ in Armani-T-Shirts feierten. Dann aber hatte eben jene Hisbollah, die heute die Raketen nach Israel schießt, einen Kontrapunkt gesetzt. Auch sie brachte die Massen auf die Straße, auch sie reklamierte eine Millionenzahl. Die Hisbollah-Parteigänger kamen nicht im engen Designer-T-Shirt, sie sind oft Angehörige der Unterschicht, die Frauen tragen billige Schleier aus dem Kaufhaus.

Der Aufmarsch der Hisbollah-Anhänger zeigte die Macht der Islamisten deutlich. Die Menschen, die damals mit Fähnchen in der Hand die Straßen füllten, sind die, die nun als Flüchtlinge in den Kellern und Zimmern der Schulen Beiruts sitzen: Bedingungslose Anhänger, die in der puritanischen Schiiten-Miliz diejenige sehen, die den Süden des Libanon nach 25 Jahren von der verhassten israelischen Besatzung befreit hat. Und die offenbar auch wirklich bereit sind, gewaltiges Leid zu ertragen, um ihre „Würde“ gewahrt zu sehen.

Der Rest der Welt, hilflos

Aber „Würde“ ist weder eine politische noch eine militärische Kategorie. Israel gibt sich entschlossen, die Hisbollah durch ein gnadenloses Bombardement und ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung militärisch in die Knie zu zwingen und auf diese Weise die Bedrohung durch die Raketen der Islamisten ein für alle Mal zu beenden. Eine „Achse des Hasses und des Terrors“ von den radikal-islamischen Palästinensern der Hamas über die Hisbollah im Libanon und Syriens säkulare Diktatur bis hoch zum Islamisten-Regime in Teheran hat Israels Außenministerin Tzippi Livni definiert. Die Hisbollah, der Libanon, scheint der Ansatzpunkt zu sein, an dem diese Achse zerbrochen werden soll.

Zwei Hebel setzen Israels Generäle dabei an: Einerseits die direkte Zerstörung der Hisbollah-Infrastruktur in ihren Hochburgen, im Südlibanon und in Südbeirut also. Die Schiitenpartei ist ohne Zweifel ein Staat im Staate Libanon. Unter ihrem Führer, Scheich Nasrallah, macht sie schon seit Jahren, was sie will, und sie macht vor allem gemeinsame Sache mit Syrien und Iran. Die Islamisten verfügen aber auch über beachtliche Waffenkammern: Rund 12 000 Raketen, von denen einzelne Reichweiten von bis zu 75 Kilometern haben und bis zu 200 Kilo schwere Sprengköpfe tragen sollen. Der zweite Hebel Israels ist brutaler militärischer Druck auf alle Libanesen: Die schwache Regierung soll so lange gedemütigt werden, bis sie endlich gegen die Hisbollah selbst vorgeht. Das ganze Land wird zur Geisel genommen.

Und die internationale Gemeinschaft? Wirkt hilflos. Der UN-Generalsekretär

Kofi Annan bringt beim G-8-Gipfeltreffen im russischen St. Petersburg zwischen den Gesprächsrunden, Gruppenfotos und Festessen den Gedanken einer neuen UN-Friedenstruppe ins Spiel. Doch auch der oberste Weltfriedenshüter wird wissen, dass er erst einmal Staaten finden müsste, die ihre Blauhelmsoldaten in den Sumpf einer Pufferzone im Südlibanon schicken würden. Vor allem aber muss dem UN-Generalsekretär klar sein, dass die alles entscheidende Macht, zumindest vorerst, an Diplomatie kein Interesse zeigt.

Die USA haben sich hinter Israel gestellt, die Ermahnungen von US-Präsident Bush wirken auffällig verhalten. Ein Sprecher des US-Außenministeriums sagt, seine Vorgesetzte Condoleezza Rice werde „bald“ in die Region reisen. Bald heißt: nicht sofort. Und der Sprecher stellt hinsichtlich des Zieles einer möglichen US-Friedensdiplomatie klar: „Was wir nicht wollen, ist, dass wir in drei Wochen, in drei, vier oder sechs Monaten wieder in genau derselben Lage sind. Dass irgendwelche Terrorgruppen einfach eine schwere Krise für eine ganze Region auslösen können.“

Man kann dies getrost als Carte blanche für Israels Militär lesen: Bevor die Diplomatie zum Einsatz kommt, soll die Hisbollah erst einmal richtig Federn lassen. Je mehr, desto besser. Selbst wenn es einen hohen Preis kostet an unschuldigen Menschenleben. Nachdenklich dabei stimmt, dass die andere Seite das nicht wesentlich anders zu sehen scheint.

Ibrahim Al-Moussawi ist der Chefredakteur der Hisbollah-nahen Zeitung *Intiqat* und so etwas wie das inoffizielle



„Der Einzige, der für unsere Würde kämpft“: Scheich Nasrallah, Hisbollah-Führer im Libanon. Foto: AFP

Sprachrohr der Hisbollah. Der Journalist sagt, dass Israel noch so hart zuschlagen könne – der Kampfeswillen der Hisbollah, der „Befreiungskämpfer“, sei nicht zu brechen. Zudem habe die Hisbollah noch „jede Menge furchtbarer Überraschungen auf Lager, noch haben sie nichts davon gezeigt“. Moussawi stammt selbst aus Südbeirut, aber sogar die schlimmsten Zerstörungen schrecken ihn nicht: „Der Libanon hat schon 40 Milliarden Dollar Schulden, jetzt zerstört Israel Infrastruktur für weitere ein bis zwei Milliarden. Das werden wir dann wieder aufbauen und die neuen Schulden auch noch wegstecken.“ Er meint, auch Israel bezahle jetzt teuer „für seine Strategie der Eskalation. Es gibt Tote, Wirtschaft und Tourismus leiden, die Häuser der Menschen im Norden gehen kaputt.“ Einer wie Moussawi muss das, was gerade geschieht, ohnehin anders verstehen: „Es ist das alte „Wie-Du-mir-so-ich-Dir-Spiel, ein Zweikampf des Willens. Wer zuerst aufschreit vor Schmerz, hat verloren.“

So wie es aussieht, wird also noch genügend Zeit bleiben, um herauszufinden, ob es die Flüchtlinge in der Amlija-Schule sind oder der Rechtsanwalt Baschir oder der Chefredakteur Moussawi, die die Stimmung richtig wiedergeben in Libanon. Oder, anders herum betrachtet: Ob die eigentliche Wahrheit nicht doch noch wesentlich komplizierter ist als die einfache Wahl zwischen Scheich Nasrallah oder Premier Olmert, zwischen Terror oder „genau gezielten militärischen Schlägen“. Kurz gesagt: zwischen Schwarz oder Weiß.

Als Fortuna das Glück verließ

Wie man im entvölkerten North Dakota versucht, Leute anzulocken – in die Prärie der begrenzten Möglichkeiten

Von Reymer Klüver

Fortuna, im Juli – Still ist es dieser Tage in Fortuna. Abends, wenn die Sonne flach über den sanften, blaugrünen Hügeln der Prärie steht und scheinbar nie unter den weiten baumlosen Horizont sinken will. Wenn irgendwo dumpf eine Wagen tür zuschlägt, das Motorengeräusch nur kurz anschwillt und sich dann bald über dem schnurgeraden Asphaltband des Highway 85 verliert. Wenn über Meilen hinweg der heisere Signalton der Diesellokomotive auf der Canadian Pacific Railroad herüberweht, dann wird die Stille spürbar, die sich seit Jahren immer vernehmlicher über diesen abgeschiedenen Winkel der USA legt. Vogelgezwitscher hört man, und sonst nichts.

Fortuna ist eine von vier Gemeinden in Divide County, einem Mini-Landkreis im äußersten Nordwesten des amerikanischen Bundesstaates North Dakota. Fortuna hatte 31 Einwohner, als das letzte Mal amtlich gezählt wurde, Divide County gut 2000 und North Dakota, der ganze Bundesstaat, noch etwa 636 000. Und die Tendenz ist fallend. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist in den letzten fünf Jahren um fünf Prozent gewachsen. 299 Millionen Menschen leben inzwischen in den USA. North Dakota aber ist

der einzige unter allen 50 Bundesstaaten, in dem die Einwohnerzahl schrumpft: knapp ein Prozent seit 2000. Es ist, als würde das Land des ungebrochenen Wachstums ausgerechnet in einer Gegend an seine Grenzen stoßen, die einst als last frontier Amerikas galt, als Inbegriff der unbegrenzten Möglichkeiten, wo ein Mann bestehen konnte, wenn er denn nur wollte.

Die Lutheran Faith Church in Fortuna ist eine der weißen Holzkirchen, wie sie so typisch sind auf dem flachen Land in Amerika. Ein kleiner, spitzer Turm und ein ebenso spitzer Giebel auf dem Kirchenschiff. Gebetet aber hat hier schon lange niemand mehr. Türen und Fenster sind mit groben Brettern zugenagelt. Im Turmgiebel nisten Vögel. Die Kirche liegt an der Kreuzung von 3. Avenue und Bennett Street, doch nur mit Mühe sind die Straßennamen noch zu entziffern, so verwirrt sind die Schilder.

Von der Tankstelle an der Landstraße sind zwei verrostete Zapfsäulen geblieben. Daneben stehen Autowracks, die korrodierenden Reste von Limousinen, wie sie in den fünfziger Jahren modern waren. In der Schule, ein paar Schritte die Highway 85 hinunter, werden wohl nie wieder Kinder herumtollen: Die Fens- terscheiben sind matt, die Basketballkörbe umgestürzt, und der Fangzaun vom

Baseball-Feld ist eingerissen, Präriegras überwuchert längst den Pausenhof. Nur die Post an der Main Street ist frisch geweißelt, geöffnet immerhin montags bis freitags von morgens halb neun bis nachmittags um fünf, mit einer halben Stunde Pause fürs Mittagessen. Wie ein Mene- tel aber steht das kleine Holzhäuschen da auf der Straßenseite gegenüber. Die vergilbten Rollos in den Fenstern sind heruntergezogen wie für die Nacht. Aber auch morgen früh wird niemand da sein, sie hochzulassen.

Mut muss man mitbringen

1960 wohnten in Fortuna 185 Leute, 1990 noch 53. Der Landkreis hat innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts mehr als die Hälfte seiner Einwohner verloren. 41 Gemeinden im Nordwesten North Dakotas wurden zu Geisterorten, so wie es Fortuna wohl auch bald droht. Die Menschen sterben oder ziehen fort. Doch die, die in dieser Gegend übrig geblieben sind, wehren sich. Ein paar jeden- falls. Sie haben eine Initiative gestartet, die neue Pioniere in das Pionierland von einst locken soll. Der komplizierte Name der Initiative allerdings ist allein schon ein Hinweis auf die Komplexität der Aufgabe: Northwest North Dakota Marketing Alliance. 5000 neue Bewohner will sie gewinnen.

Große Pläne sind es. Und der Mann, der die Initiative maßgeblich betreibt, heißt Steve Slocum. 52 Jahre ist er alt und Marketing-Direktor der First National Bank & Trust Company, einer kleinen Privatbank im Provinzstädtchen Williston, mit gut 12 000 Einwohnern das Nervenzentrum der Region. „Unsere Web-Site haben wir eigentlich so gestaltet, um die Leute abzuschrecken“, sagt er augenzwinkernd – und meint es doch ganz ernst: „Man muss schon Mut haben und überzeugt sein. Man kommt nicht hierher, nur weil man genug vom vielen Verkehr hat. Das reicht nicht.“ Und dann fügt er hinzu: „Es ist schon eine ernste Angelegenheit, nach North Dakota zu ziehen.“

Fast ist es so, als erfüllte Slocum eine geheime Freude, die Negativ-Faktoren aufzuzählen: Das Klima mit den langen, dunklen Wintern und die Abgelegenheit. „Wir haben hier vier ausgeprägte Jahreszeiten“, heißt es in der Website (Prairie-Opportunity.com), „drei sind absolut schön, und eine ist sehr ausgeprägt.“ Die nächste Millionenstadt in den USA liegt anderthalb Flugstunden entfernt. Wer zum Beispiel in Fortuna lebt und im nächsten Supermarkt einkaufen will, ist erst mal eine Stunde mit dem Auto unterwegs. Und Freizeitangebote jenseits von Jagen, Fischen und Campen gibt es auch



„Man kommt nicht hierher, weil man genug vom vielen Verkehr hat“: North Dakota ist der einzige US-Bundesstaat mit sinkender Einwohnerzahl. Foto: Corbis

nicht wirklich viele: Unter Attraktionen führt Slocums Marketinginitiative zehn Bauernmärkte oder Shows mit Dampf- dreschmaschinen an.

Mit Jobangeboten kann Slocum ebenfalls nicht locken. Zwar liegt die Erwerbslosenquote nur zwischen drei und vier Prozent, aber freie Arbeitsplätze gibt es nicht viele. „Wir erwarten eigentlich, dass jeder seinen Job mitbringt“,

sagt Slocum. Und wenn man nachbohrt, fallen ihm spontan nur wenige Branchen ein, auf die seine Anforderungsprofile zu- trifft: „Schreiber und Journalisten“, sagt er, „Berater und Grafik-Designer.“ 5000 Pioniere des 21. Jahrhunderts werden sich so wohl nur schwer in diesen Teil Amerikas locken lassen. Aber vielleicht reicht es ja, um Fortuna ein bisschen Glück zu bringen.